

## „SCHMELZTIEGEL PENZBERG“

Der Penzberger Denkmalverein ließ für sein Buch Zeitzeugen erzählen, wie sie Flucht und Vertreibung erlebten. Und wie sie im Oberland eine Heimat fanden. Andreas Baar beschreibt, wie Einzelschicksale zu Stadtgeschichte werden.

# „Ich war kein Flüchtling mehr“

Penzberg wurde nach dem Zweiten Weltkrieg für viele Menschen zur neuen Heimat

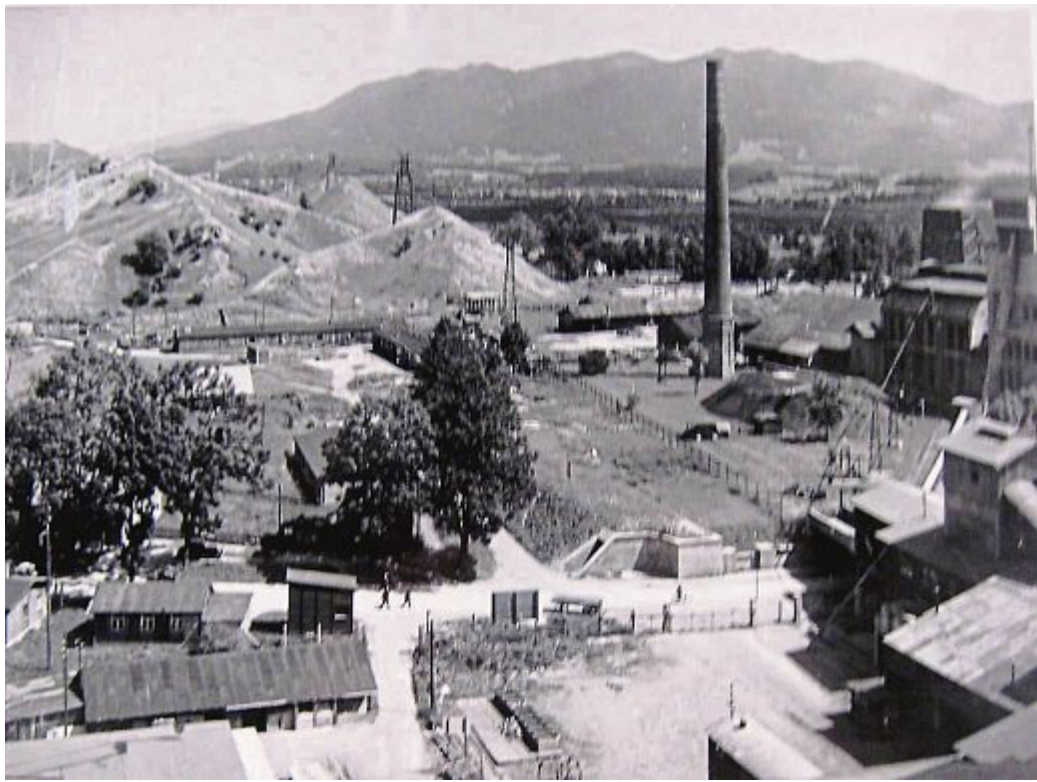
„Herz, mein Herz, warum so traurig,  
Und was soll das Ach und Weh?  
's ist ja schön im fremden Lande,  
Herz, mein Herz, was fehlt dir mehr?  
Was mir fehlt? Mir fehlt ja Alles,  
Bin so ganz verlassen hie,  
Zwar ist's schön im fremden Lande,  
Doch zur Heimat wird es nie!“

„Flüchtlings Heimweh“: So hieß das Gedicht, das der „Penzberger Anzeiger“ am 8. Oktober 1949 abdruckte. Es sind nur kleine Strophen, doch sie beschreiben die Gefühle vieler Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg in der fremden Umgebung treffend. Penzberg war – wie viele Städte und Dörfer im Oberland – seit Kriegsende geprägt von den ungewohnten Mitbürgern. Schon 1944 kamen die ersten Flüchtlinge in die Stadt: Ungarndeutsche, die vor der Front evakuiert worden waren. Im Lauf des Jahres 1945 scholl der Strom der Menschen aus dem Osten an. Ihr Schicksal bringt der Verein „Denkmalpflege und Penzberger Stadtgeschichte“ mit seinem Buch „Schmelztiegel Penzberg – Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen 1945–1954“ wieder zu Tage (siehe unten).

### Leben in Baracken

Untergebracht wurden die Menschen meist in Barackenlagern, die zuvor französische und russische Kriegsgefangene sowie ausländische Arbeitskräfte beherbergten. Andere wiederum kamen in einfachen Zimmern in der Stadt und Dörfern wie Iffeldorf und Antdorf unter. Sechs Lager wurden den Menschen aus Schlesien, dem Sudetenland, Ostpreußen, Siebenbürgen und Ungarn zur Notunterkunft: das „Wölflager“ in Wöfl, das „Eisenbahnlager“ an der Nonnenwaldstraße, das „Friedhofslager“ am heutigen Wellenbad, das „Bergwerkslager“ beim ehemaligen Edeka-Lager, der Ökonomiehof an der Freiheit und das „Eisenbahnlager“ an der heutigen Bürgermeister-Prandl-Schule.

Wohnraum war in Penzberg knapp. Der „Weilheimer Anzeiger“ meldete 1949 allein 600 Wohnungssuchende. Die Neubürger hatten die Einwohnerzahl rasant nach oben getrieben: Das „Weilheimer Tagblatt“ berichtete im Oktober 1950 von einer Zunahme seit 1939 um 50 Prozent – die Zahl der Penzberger stieg in



Das Penzberger Bergwerk war bei der Versorgung der Flüchtlinge und Vertriebenen wichtig. Auf der Halde gefundene Kohlestücke wurden eingeeizt. FOTOS: DENKMALVEREIN



Unterkünfte: Wölflager (1), Eisenbahnlager (2 u. 6), Friedhofslager (3), Bergwerkslager (4) und Ökonomiehof (5).



Seltene Fotodokument: Das Bergwerkslager an der heutigen Straße „Grube“ war bis Mitte der 50er Jahre in Betrieb.

diesem Zeitraum von 6723 auf 9940. Noch 1950 lebten 989 Personen in den Baracken. Die meisten waren Flüchtlinge, darunter aber auch 115 Penzberger, die keine Wohnung fanden. Erst Mitte der 1950er Jahre wurden laut Denkmalverein die Baracken abgerissen, am längsten standen die Gebäude beim heutigen Baumarkt am Zibetholzweg. Abhilfe schafften damals Wohnungsbauprogramme, bei denen sich vor allem die Bergwerksleitung engagierte. Mit Erfolg: „Seit 1947 wurden 371 Wohnungen geschaffen“, meldet im Oktober 1949 der „Weilheimer Anzeiger“.

Doch wie sah das Leben der Heimatlosen aus? Wie der Alltag, das Verhältnis zu den Einheimischen? Bei zwei

Erzählenden des Denkmalvereins berichteten Zeitzeugen von ihren Erfahrungen. Sie erzählten von beengten und von schlechten hygienischen Verhältnissen mit unzähligen Wanzen.

In den Lagern bekam jede Familie ein Schlafzimmer und eine Küche zugewiesen, alles mit einem eigenen Eingang und auch Strom. Die Räume waren zwar abgetrennt, aber Gespräche, Husten und Schnarchen der Nachbarn waren trotzdem gut zu hören. Über allem lag ein besonderer Geruch nach Menschen und Küche: In den Baracken fiel sofort „der Dampf“ auf, wie sich mancher Besucher erinnerte. Plumpsklos und die Waschküche teilte man sich. Geduscht wurde beim Badetag in der Waschküche, was



Große Gruppe: Katholische Mädchenklasse 1950.



Kontakt durch die Schule: Für die Kinder war die Eingewöhnung relativ leicht – hier die katholische Bubenklasse 1954.

wegen der Störungen nicht gern gesehen wurde, und gebadet in der „Wohnung“ in einer Wanne.

Hinter Baracken gab es ein kleines, privates Glück: Das Bergwerk hatte den Flüchtlingen ein Stück Land zugewiesen, darauf wurde Gemüse angepflanzt und es wurden Hühner gehalten. Haustiere suchte man vergebens. „Wir hatten selber nicht genug zu essen“, so ein Bewohner.

Die Versorgungslage war allgemein schlecht. Auch die einheimische Bevölkerung litt unter Nahrungsmittel-mangel. In der Stadt gab es Schulspeisungen. Weil die Flüchtlinge keinen Hausrat und keine Kleidung hatten, riefen Caritas, Rotes Kreuz und Arbeiterwohlfahrt mit Spenden auf. Lediglich den

Bergarbeitern ging es besser, sie erhielten Schwerstarbeiterzulagen. Wenigstens mussten die Menschen nicht frieren, denn Kohle gab es in Penzberg genug.

### Penzberger halfen trotz Not viel

Für die Penzberger war das Leben mit den Neubürgern auch nicht einfach. Dies stellte sich im Lauf der „Schmelztiegel“-Recherchen heraus. Es gab Vorurteile, Berührungängste und gerade bei den Schulkindern anfängliche Sprachprobleme der Schlesier, Ostpreußen, Sudetendeutschen und Siebenbürger. Auf der anderen Seite aber halfen die Penzberger auch immer großzügig mit Sammlungen. Dass die Stadt



„Franzosenlager“: So wurde das Friedhofslager am heutigen Wellenbad im Volksmund genannt. Die Wege mussten erstmal gekiest werden. Wanzen waren für die Bewohner ein Problem.

Mitte der 1950er Jahren zeugen davon, wie mit Mark und Pfenning gerechnet werden musste. Auch das unvollkommene Stadtbild blieb in Erinnerung, vor allem die ungeeigneten Straßen: „Reindl war eine Sandstraße“, hieß es bei einem Erzählenden. Und: „Die Seeshaupter Straße war bis 1962 eine Kiesstraße.“

Für die meisten Menschen wurde Penzberg zu einer neuen Heimat. So wie für jenen Mann aus einem kleinen Dorf in Mähren. Er geriet nach der Vertreibung mit Mutter und Bruder ins Oberland. Untergebracht waren sie Iffeldorf, er kam durch die Lehre nach Penzberg. Der Mann blieb in der Stadt und machte sich selbstständig. Nach rund 70 Jahren in der Region nennt er Bayern „mei Heimat, da bin i dahoam“. Kontakte in die alte Heimat hat er nicht. „Ich bin a Bayer, auf Deutsch g'sagt. Ich war kein Flüchtling mehr“, gab er im Interview zu Protokoll. Oder die Frau aus Schlesien, die als Kind mit ihrer Familie nach Penzberg kam und dort blieb. Ihr Vater baute mit seinen eigenen Händen gleich zwei Häuser für die Familie – eines in Steingenberg und eines in Reindl.

### Nicht jeder wurde heimisch

So geht es vielen, doch es gibt auch andere Beispiele. Wie die Frau aus Nordböhmen, die nach einer langen Odyssee in Penzberg landete, dort heiratete und eine Familie gründete. Trotzdem blieb ein großes Heimweh nach ihrer alten Heimat. In Penzberg hat sie sich nie richtig heimisch gefühlt, merkten die Interviewer im Lauf des emotionalen Gesprächs.

Es sind sehr persönliche Berichte, die in „Schmelztiegel“ zu lesen sind. Keine leichte Kost, aber empfehlenswert. Denn die Zeit gehört zu Penzberg dazu. Eine Zeit, die „nirgends festgehalten“ sei, wie Denkmalvereinschef Alexander Peren sagte. Diese Lücke schloss der Verein. Bei der Präsentation wurde das Ergebnis von Bürgermeister Elke Zehetner als „nahrhaftes Buch“ bezeichnet. Weil es wichtig für jene Zeit sei, als Penzberg wachsen musste – räumlich und menschlich.

**Infos**  
„Schmelztiegel Penzberg“ gibt es beim Verein für Denkmalpflege und Penzberger Stadtgeschichte ([www.denkmalverein-penzberg.de](http://www.denkmalverein-penzberg.de)), bei „Rolles“ in Penzberg (Telefon 08856/4344) und Barbara Kaulbarsch (Telefon 08867/697666). Preis: 15 Euro plus Versand.

### DIE ARBEIT AM BUCH

## Ein neuer Blick auf Penzberg

Sieben Monate lang hatte Barbara Kaulbarsch die redaktionelle „Schmelztiegel“-Bearbeitung inne. Sie beschäftigte sich intensiv mit dem Thema „Flüchtlinge“. Drei Interviews mit Betroffenen führte die Schriftführerin des Penzberger Denkmalvereins selbst. Es wurde eine Erfahrung, die die 67-Jährige aus Benediktbeuern emotional berührte. Kaulbarsch bekam viel Respekt vor den Leistungen der Neuankömmlinge. „Ich habe mir gedacht, viele haben es geschafft und fühlen sich hier zu Hause.“

Ihre Gesprächspartner wollten über Flucht, Vertreibung und Neuanfang in Oberbayern durchaus reden, merkte Kaulbarsch im Verlauf ihrer Fragerunden und bei den Erzählenden des Vereins. Nur eine Dame sagte dem Interviewtermin dann doch ab. „Das hat sie zu sehr berührt.“ Kaulbarsch, gebürtig in Frankfurt am Main und früher als Geschichtslehrerin tätig, hat übrigens selbst einen Bezug zu der Historie: Ihre Eltern waren auch Flüchtlinge, sie kamen aus Schlesien.



Stolz auf ihr Werk: „Schmelztiegel“-Initiatorin Lieselotte Schloßbauer, Autorin Barbara Kaulbarsch und Denkmalvereins-Chef Alexander Peren. FOTO: BAAR

Die Arbeit an „Schmelztiegel“ hat Kaulbarsch nach eigenen Worten „eine Menge gebracht“. Material sichten, Fotos organisieren, das Layout gestalten, dann der Druck – es steckte viel Engagement dahinter. Es sei jedoch mehr gewesen, als nur ein Buch zu machen, sagt sie. „Ich habe einen anderen, tieferen Blick auf die Penzberger Geschichte bekommen.“

Besonders zwei Zeitzeugen haben nachhaltig Eindruck bei ihr hinterlassen: der eine aus Ostpreußen, der andere aus dem Sudetenland. Beide

mussten mit 14 Jahren die Schule verlassen, lernten Maurer und bauten sich in der neuen Heimat eine Existenz auf. „Diese Lebenswege haben mich sehr beeindruckt, wie sie mit ungeheurer Energie trotz schlechter Startchancen ihr Leben erfolgreich gestalteten.“

Generell hofft die Autorin, dass das 324-seitige Werk das Interesse nicht nur an der Stadtgeschichte weckt, sondern auch an Mitbürgern und Nachbarn – und deren Herkunftsländern und den Umständen ihres Lebens. ab

### 33 Zeitzeugen

Der Penzberger Denkmalverein hatte für „Schmelztiegel“ von 2011 an vier Jahre lang geforscht. Die Idee dazu ging von Lieselotte Schloßbauer aus, ihr Mann war Heimatvertriebener. In Kooperation mit der Katholischen Stiftungshochschule wurden 33 Zeitzeugen interviewt, ebenso veranstaltete der Verein zwei Erzählabende – heraus kamen sehr persönliche und bewegende Berichte über Flucht und Vertreibung. Der Verein ließ insgesamt rund 240 Exemplare drucken. Die erste Auflage von 100 Büchern war schnell vergriffen. ab